

Der Átányer Scheffel : ein Beitrag zu den Beziehungen Mensch und Gerät

Autor(en): **Fél, Edit / Hofer, Tamás**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **58 (1962)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-115657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Átányer¹ Scheffel

Ein Beitrag zu den Beziehungen Mensch und Gerät

Von *Edit Fél* und *Tamás Hofer*, Budapest

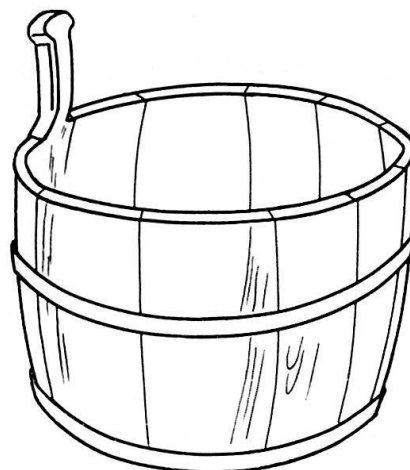


Abb. 1. *Scheffel = Véka*.
Inv. Nr. 56.32.73.

Aus Dauben zusammengesetztes, um die Mitte sanft bauchiges Gefäß aus Buchenholz, das von zwei Eisenreifen zusammengehalten wird. Von der Mitte einer Daube geht ein flach geschnittener Henkel aus mit abgerundetem Oberteil. Höhe 30 cm, Ø 40,5 cm, Henkellänge 12,5 cm. Raumgehalt 28,2 l. Der Boden ist morsch, an manchen Stellen löcherig. Zwei Löcher sind mit Blechplättchen geflickt, ein drittes mit einem Stück Maiskolben zugestopft.

Der Scheffel kam als väterliches Erbstück vor etwa fünfzehn Jahren in den Besitz der Frau Ferenc Orbán geb. Zsuzsanna Kis, die ihn verkaufte. Wann die Vorfahren den Scheffel anfertigen liessen oder gekauft haben, ist nicht mehr erinnerlich; bekannt ist, dass ausser dem Scheffel noch ein Halbscheffel zu den spärlichen Stücken der Hinterlassenschaft gehörte, die zur Aufteilung gelangte. Der Vater war Feldhüter und soll seinen Lohn im Halbscheffel eingesammelt haben. Den Halbscheffel erbt bei der Verteilung der Bruder Samu Kis (später gelangte er gleichfalls in den Besitz des Museums, Beschreibung s. S. 114).

Als der Scheffel ins Haus des Ferenc Orbán kam, war da bereits ein anderer vorhanden, ein Erbstück von den Eltern des Ferenc Orbán. Eine Schwester hätte den Scheffel gerne gehabt und bot im Tausch

¹ Átány ist eine ungarische Dorfgemeinde am Nordrand der Grossen Ungarischen Tiefebene im Bezirk Heves mit 2614 Einwohnern (1960) und einer Gemarkung von 8700 Kat. Joch (5000 ha).

dafür eine «breite Bank» an, doch Ferenc Orbán ging auf den Tausch nicht ein, er meinte, ohne Scheffel sei die Wirtschaft zu ärmlich.

Der Scheffel wird auch darum besonders geschätzt, weil im Dorf keine angefertigt werden; er gehörte schon immer zu den Stücken, die auf dem Markt gekauft werden mussten. «Leute vom Oberland brachten sie», so heisst es im Dorf, «der eine brachte Schweinekoben, der andere Scheffel». Es soll, so erinnert man sich, auch besondere Scheffelverkäufer gegeben haben. Die letzten Scheffel, die seitdem in Gebrauch sind, kamen etwa zur Zeit des Ersten Weltkrieges nach Átány.

Doch auch zu jener Zeit besass nicht jedes Haus seinen Scheffel. Knechtsleute konnten sich keinen anschaffen, allerdings hätten sie auch keine rechte Verwendung dafür gehabt, da sie alles ausgewogen bekamen. Für die Grossbauern² hingegen war ein Scheffel unentbehrlich, manche besaßen sogar zwei oder drei Stück. Bei Mittelbauern fehlte er manchmal, «sie haben keinen geerbt und auch keinen machen lassen, sie mussten sich einen borgen». Schmiede, die für Naturallohn arbeiteten, hatten ihren eigenen Scheffel von besonderer Form. Sie konnten das ihnen Zugemessene nachmessen. Besondere Arten von Scheffeln besaßen auch die Hirten, die ihren Lohn in eigenen Scheffeln einsammelten. Scheffel und Halbscheffel besaßen die Gemeinde und die Kirche bzw. der Seelsorger. Die Herrschaftsgüter im Umkreis von Átány hatten ebenfalls ihren Scheffel: Mit diesem massen sie dem Gesinde seinen Lohn zu und liehen ihn auch den Schnittern, damit sie den erarbeiteten Weizen unter sich verteilen konnten.

In einer ordentlichen Wirtschaft musste wenigstens ein Scheffel vorhanden sein, besser war es, zwei zu haben. Mehr war auch für einen Grossbauernhof nicht nötig. Manche Bauern hatten es gerne, wenn ein Scheffel im «Garten»³ und der andere im Haus seinen Platz hatte. Eigentlich gehört ein Scheffel zum Haus, er steht entweder in der Kammer oder auf dem Boden. Von hier wird er in den «Garten» ge-

² In Átány zählt der Besitzer von 24 Joch (je 1200 Quadratklafter) insgesamt 10,3 ha oder mehr als Grossbauer. Zur Unterscheidung der Vermögensschichten gebraucht man in der Átányer Umgangssprache auch gegenwärtig noch die Kategorien des 1848 abgeschafften Leibeigenschaftssystems. Man spricht von Viertelhof (12 Joch = 5,2 ha) und Halbhof (24 Joch = 10,3 ha). Diese traditionellen Kategorien bezeichnen verschiedene Typen von Bauerngütern, die sich auch nach der Art ihrer Wirtschaft unterscheiden.

³ Das Dorf Átány gehört zu dem Typus der geteilten Siedlungen, der für Ungarn besonders charakteristisch ist. Bei diesem Siedlungssystem sind die Wohnhäuser mit engen Höfen, die im Zentrum des Dorfes liegen, durch einen Ring von geräumigen Wirtschaftshöfen umgeben. In diesen Höfen – auch *kert* = Garten genannt – halten sich die Männer meistens bei den Tieren auf. (Die Ställe sind mit Feuerstellen und Schlafstellen versehen.) Hier werden auch die Geräte aufbewahrt mit Ausnahme von einigen wenigen, die zum Hause gehören.

tragen, wenn Korn gemessen werden soll oder er anderweitig benötigt wird. Darum nennt József Kakas den Scheffel ein Ding, «das kommt und geht, mal hier, mal dort gebraucht wird». Der Scheffel tut demnach an zwei Stellen Dienst, kommt eigentlich nie zur Ruhe, wird das ganze Jahr hindurch gebraucht.

Der Átányer Scheffel hat keinen einheitlichen Raumgehalt. Einer fasst 28 Liter, der andere 32 Liter. Der richtige Scheffel misst 30 Liter. Auch der Scheffel der Gemeinde fasste 30 Liter, der des Seelsorgers dagegen 32 Liter. Die Leute von Átány meinen, dass eigentlich jeder Scheffel gleich gross sein sollte, nur «ist der eine grösser, der andere kleiner ausgefallen, so wie sie es gerade getroffen haben». Jeder weiss, wie gross sein Scheffel ist. «Es gibt Leute, die mit grossem Scheffel nehmen, aber mit kleinem geben, das ist ihr Nutzen.» Manche Leute haben sich eben deshalb, wenn sie etwas verliehen, ausbedungen: «Bei Rückgabe wird mit meinem Scheffel gemessen.» «Beim Gedinge mussten genau 30 Liter gegeben werden.»

Der Scheffel ist in erster Linie ein Messgerät und eine Masseinheit. Die Átányer wogen ihr Korn nicht und berechneten es auch nicht nach Gewicht; das Messen und Verteilen ging im allgemeinen mit dem Hohlmass vor sich, vor allem mit dem Scheffel. Das Hauptprodukt des Átányer Ackerbaus war der Weizen, und zur Zeit der alten Naturalwirtschaft wurde der Lohn für vielerlei Arbeiten, der Preis für manche gewerbliche oder hausgewerbliche Artikel, die kirchlichen und behördlichen Beiträge usw. nach traditioneller Aufschlüsselung in Weizen gezahlt. Von den Átányer Produkten gelangte überwiegend Weizen auf die Märkte ausserhalb des Dorfes und zu den Kaufleuten; andererseits brachten diejenigen, die auf den Gütern der Umgebung für Naturallohn arbeiteten, Weizen ins Dorf. Diesen Umsatz an Weizen (in geringerem Masse auch andere Getreidesorten), der innerhalb des Dorfes und im Verkehr zwischen dem Dorf und der Aussenwelt auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Mengen abgewickelt wurde, pflegte man noch um die Jahrhundertwende mit dem Scheffel in zählbare und vergleichbare Einheiten zu teilen.

Die Dreschmaschinen, die das Korn gereinigt in die Säcke füllten, kamen in Átány nach 1902 auf. Bis dahin und geringenteils auch danach wurde alles Korn auf der Tenne sofort nach dem Streuen oder Sieben mit dem Scheffel gemessen. Das ging so vor sich, dass man das Korn mit einer Holzschaukel in den auf den Boden gestellten Scheffel schaufelte, und wenn er voll war, wurde er abgestrichen. Wenn jemand ein besonderes Holz zum Abstreichen hatte, so benutzte er natürlich dieses; die keines hatten, nahmen ein Nudelholz, eine Nudelrolle oder

auch den Griff der Holzschaufel. Beim Messen darf man den Scheffel vor dem Abstreichen nicht rütteln, sonst geht mehr hinein. Der Scheffel wird vollgeschaufelt, beim Henkel lässt man das Korn etwas höher stehen, denn mit dem Abstreichen wird beim Henkel begonnen und die Oberfläche mit einer einzigen, raschen Bewegung – mit dem Abstreichholz oder mit etwas anderem – glatt gestrichen. «War das Abzustreichende abgestrichen, dann schlug der Bauer mit dem Abstreichholz auf die Seite oder auf den Rand des Scheffels, damit der Weizen sich im Scheffel senke» und beim Abfüllen in den Sack nicht daneben falle. Das Korn wird aus dem Scheffel auf die Weise in den Sack geschüttet, dass man den Henkel des Scheffels in der linken Hand hält und mit der rechten auf der anderen Seite den Boden hochhebt. Der Sack muss dabei von einem anderen offengehalten werden. Beim Abfüllen «lässt man es etwas reichlich, dann wird daran etwas gerüttelt». Man nennt das: «Mit dem Scheffel buttenweise messen», was soviel bedeutet, dass das mit dem Scheffel gemessene Korn in Butten gerechnet wurde. Vier Scheffel Weizen machten eine Butte *köböl*, zwei Scheffel nannten sie ein *kila*⁴. Das mit dem Scheffel gemessene Korn wurde schliesslich in Butten summiert und nach der Zahl der Säcke unter Kontrolle gehalten.

Gegenwärtig fasst ein «gewöhnlicher» Sack vier Scheffel, was, den Scheffel mit 28 Liter gerechnet im allgemeinen ein Gewicht von 85 bis 95 kg Weizen ergibt. Die Frauen errechnen schon am Webstuhl den Fassungsraum des Sackes: je sieben Ellen Sackleinwand ergeben zwei dreieinhalb Scheffel grosse Säcke, die sich im Gebrauch noch um einen halben Scheffel dehnen. Ein Sack bleibt aber trotz sorgfältiger Berechnung ein «trägerisch Ding». Ein neuer Sack wurde, bevor man ihn in Gebrauch nahm, mit dem Scheffel ausgemessen⁵. Ausserdem

⁴ Die Butte (ung. *köböl*) ist ein altes ungarisches Getreidehohlmass, dessen Gebrauch vom 12. Jh. an nachgewiesen werden kann. Der Scheffel (ung. *véka*) ist seit dem 14. Jh., *kila*, eine aus dem osmanisch-türkischen übernommene Massbezeichnung, seit dem 16. Jh. bekannt. Im Laufe ihrer langen Geschichte haben sich die Ausmasse von *köböl* und *véka* wiederholte Male verändert, und sie unterscheiden sich auch nach Gegenden und sogar nach einzelnen Ortschaften wesentlich. Die Kaschauer Butte (*kassai köböl*), die vom Ende des 17. Jahrhunderts an fixiert werden und im ganzen Land gelten sollte, belief sich auf 125,6 Liter, der dazugehörige Scheffel auf 31,65 Liter. Zu sämtlichen in Átány bekannten Scheffeln lassen sich historische Parallelen finden. vgl. Emma Lederer, Régi magyar úrmértékek [Alte ungarische Hohlmasse] (Századok, 1923–24) 123–157.

⁵ In gewissen Belangen konnte der Sack gleichfalls ein Mass sein. In den alten Wassermühlen wurde die Mahlgebühr nach Säcken berechnet. Damit will man erklären, warum man früher grössere Säcke von fünf Scheffeln gewoben hat. In den zwanziger Jahren hatte ein wohlhabender Bauer einen Vertrag mit dem Schmied, wonach ihm für seine Jahresarbeit ein Sack Weizen gebühre.

waren in Átány auch kleinere Säcke in Gebrauch, man nannte sie *szűtyő*; in diesen wurden die Produkte von geringerer Menge, zum Beispiel Bohnen, gehalten oder transportiert. Im *szűtyő* trug man unter anderem das Pferdefutter oder das Korn für das Geflügel in den äusseren Wirtschaftshof. Diese kleinen Säcke wurden ein oder zwei Scheffel gross zugeschnitten.

Nach der Erinnerung von András Bedécs ging das Messen so vor sich: «Wenn wir den Weizen gedroschen hatten, sahen wir uns an, wieviel Butten es wohl sein mochten. Dann massen wir mit dem Scheffel: soviel für Saatgut, soviel für Brot, dann was dem Pfarrer, dem Hirten, dem Schmied zukam.»

Zu einem Kat. Joch Feld (0,57 ha) brauchte man 4 Scheffel, d. h. eine Butte Saatkorn. Ein Stück Acker von dieser Grösse wird auch selbst Butte, *köblös* genannt. Eine Butte Acker ist ein so grosses Feld, wie man es mit einer Butte Weizen besäen kann, d. h. 1600 Quadratklafter.

Als zweites nach dem Saatgut wurde das Brotgetreide gemessen. Seine Menge richtete sich nach der Zahl der Familienmitglieder; die Jahresration machte pro Kopf drei Butten aus. Einer vierköpfigen Familie wurden also dreizehn Butten Weizen zugemessen, eine Butte mehr, um auch die Mahlgebühren für die Mühle zu decken.

Von der neuen Ernte wurde dann mit dem Scheffel für den Pfarrer (Lektikale), der Lohn für die Hirten und den Schmied, oder auch der Anteil der Knechte und des Gesindels gemessen und beiseitegelegt. Hierzu brauchte man manchmal auch den Halbscheffel. Da ein solcher nur in wenigen Häusern vorhanden war, mass man auch den halben Scheffel im ganzen, indem man «den Scheffel halbierte». Man stellte den Scheffel, ihn am Henkel haltend, auf die andere Seite, und konnte man dann unter dem Henkel «ein wenig von dem Boden, den Rand von ihm, sehen, so war das der Halbscheffel». Wer den Scheffel so stürzte, dass der Bodenrand nicht zu sehen war, mass reichlich. Man hatte es auch heraus, wie man mit einem kleineren Scheffel die Kirchengebühr von 32 Liter mass, wieviel man dazu obenauf häufen musste.

Nun konnte der Bauer den Überschuss berechnen, den er beiseitelegen oder verkaufen durfte. Bei wohlhabenden Bauern sagte man mit Stolz, sie ässen «das Brot vom Vorjährigen», auch die Bauern mit kleinerem Besitz reservierten zumindest einen Teil des Eingebachten für das nächste Jahr. Eine gewisse Reserve schufen sich die Bauern, indem sie das für verschiedene Zwecke beiseitegelegte Getreide immer reichlich massen.

Der Scheffel wurde wieder vorgenommen, wenn der Weizen zu diesem oder jenem Zweck aus dem Haus fortgeschafft werden sollte. Vor der Aussaat wurde zum Beispiel der Weizen stets von neuem gemessen. «Eine Butte Korn pro Tag»: Das bestimmte zugleich die zu besäende Fläche und die tägliche Arbeitseinheit. Als eine gute Arbeitsleistung zählte, wenn man an einem Tag ein «Vier-Scheffel-Feld» (1600 Quadratklafter) pflügte, säte und eggte. Auf das Feld nahm man den Scheffel nicht mit. Der Bauer schüttete nach Augenmass einen Scheffel Weizen in den Säsack, war die Parzelle länger, so anderthalb Scheffel.

Gerste und Hafer pflegte man nach dem Drusch nicht so genau zu messen. Früher brachte man diese Sorten nicht auf den Markt, sondern verfütterte sie. Bei der Rationierung des Futters musste man nur darauf achten, dass genug Saatgut übrigblieb. Wenn das Aftergetreide schon verfüttert war, und die Bäuerin dem Geflügel und den Ferkeln Gerste geben wollte, so sagte sie: «Miss mal die Gerste, die zur Aussaat gebraucht wird.» Der Bauer sondert das Saatgut und stellt fest, wieviel zum Füttern verfügbar ist.

So geschieht das auch heute noch. Auf dem Boden stehen der Scheffel und die Holzschaukel, und das Korn wird genauso in den Scheffel geschippt, gemessen und in Säcke gefüllt, wie man es früher nach dem Sieben gemacht hat. Und so wird auch das in der Kiste, im Verschlag verwahrte, zum Mahlen benötigte Korn alle Vierteljahre gemessen, um es in die Mühle zu bringen.

Die Kirchensteuer (das Lektikale) belief sich bis Anfang der dreissiger Jahre auf einen Scheffel Weizen pro Kopf, dann wurde die Besteuerung nach Vermögensstand eingeführt. Auch für die Schüler wurde das Schulgeld bis zum Ersten Weltkrieg in Scheffeln gezahlt. «Zu meiner Zeit», sagte der siebzigjährige János Kollát, «war das Schulgeld ein Scheffel Weizen. Für Mädchen musste man noch ein paar Hühner dazugeben, und im Winter brachten wir Maisstengel und Torf zum Heizen.»

Für manche Arbeiten war der Lohn in Getreide festgesetzt in Form von Anteil oder Akkordlohn. In beiden Fällen mass man mit dem Scheffel dem Arbeiter zu, was ihm gebührte. Für Pflügen, Säen und Eggen waren je Joch zwei Scheffel Weizen festgesetzt. Die Erntearbeiter, die auf Anteil arbeiteten, bekamen ihre Gebühr in Garben, die Schnitter aber massen von ihrem Verdienst den Garbenbindern den Lohn zu; vier Scheffel Weizen, einen Scheffel Roggen und die Mädchen bekamen dazu den Gegenwert für ein Kopftuch. (In manchen Jahren wurde versuchsweise eingeführt, den Garbenbindern vom

gemeinsamen Einkommen des Arbeitertrupps halb soviel wie den Schnittern zu geben, dafür mussten sie aber mehr leisten.)

Das Austreten besorgten die Bauern, die Pferde hatten, gegen Anteil: «Jeder fünfte oder vierte Scheffel gehörte ihnen.» Oft einigten sie sich auch auf eine Pauschalgebühr. Zum Beispiel verlangte der Bauer vier Scheffel Weizen für das Austreten einer Feime. Ähnliche Abkommen wurden auch noch getroffen, als die ersten Dreschmaschinen mit Pferdeantrieb aufkamen: «Ich mach's für eine Butte Weizen und Futter für's Pferd dazu.» Auch die «Dreschleute», die zu viert oder fünft aus den zum Dachdecken bestimmten Roggengarben das Korn ausklopften, bekamen ihren Anteil vom Roggen (ein Fünftel bis zu einem Sechstel); sie bedingten sich aber dazu auch noch etwas Weizen aus: Nach je hundert ausgedroschenen Strohgarben einen Scheffel.

Auch die Leute, die das Sieben besorgten, wurden scheffelweise entlohnt. In manchen Fällen bekam der Sieber seinen Anteil vom gesiebten Korn. Dann gehörte ihm jeder vierzigste Scheffel. Häufiger wurde er nach der Grösse des Gutes entlohnt. Nach einem «Viertel» Land gebührten dem Sieber ein Scheffel Weizen und ein halber Scheffel Gerste. Nach einem Kätnerfeld war die Gebühr ein Korb (ein halber Scheffel) Weizen.

Die Fuhrleute bekamen ihren Fuhrlohn für den Abtransport des Strohanteils der Erntearbeiter mit dem Scheffel zugemessen. Eine «Portion», das Stroh eines Schnitteranteils, fuhren sie für drei Scheffel Futterkorn, oder sie verlangten je Fuhre anderthalb Scheffel. Ein Bauernfuhrmann erzählte: «Samu Györ sagte mir einmal, ob ich ihm sein Stroh nach Hause bringen wolle.» (Seinen Schnitteranteil vom Herrschaftsgut.) «Ich fragte ihn: „Wieviel ist es denn?“ „Zwei Wagenladungen.“ „Und was habt ihr?“ „Hafer.“ „Nun, dann andert-halb Scheffel für eine Fuhre, zusammen macht das drei Scheffel aus.“ Als wir ankamen, mass er drei gehäufte Scheffel ab, die habe ich dann abends im Sack nach Hause gebracht.»

Der Tagelohn wurde seltener in Weizen bezahlt. Hatte sich ein Bauer mit dem Schnitt verspätet und war er auf Hilfe sehr angewiesen, so bot er dem Tagelöhner einen Scheffel für einen Tag. Soviel wurde auch dem Arbeiter zugesagt, der bei der Einfuhr die Garben auflud. Sonst bekam ein Tagelöhner, der zum Beispiel beim Austreten mit der Gabel mithalf, zwei Scheffel Weizen für die Woche ausser der Verpflegung. Ein alter Mann konnte sich noch entsinnen, dass er als Kind vier Schnittern das tägliche Mittagessen aufs Feld hinausgetragen und dafür einen Scheffel Weizen bekommen hatte.

Bis zum Ersten Weltkrieg wurde auch auf den Herrschaftsgütern dem Gesinde verschiedener Kategorien, Hirten, Kutschern, der Naturallohn mit dem Scheffel gemessen. Einem Ochsenknecht gebührten zum Beispiel acht Butten Weizen, vier Butten Roggen und vier Butten Gerste. Jüngere Knechte bekamen die Hälfte oder drei Viertel davon. János Madarász berichtet: «Mein Grossvater pflegte zu sagen, er habe, als er als kleiner Knecht eintrat, im ersten Jahr zwei Scheffel Weizen und einen *ködmön* (kurzer Schafspelz) als Lohn bekommen.» Die Gemeindegirten und Feldhüter bekamen einen grossen Teil ihres Lohnes ebenfalls in Naturalien, und zwar von den einzelnen Bauern, denen das Vieh gehörte. (Davon wird ausführlicher im Zusammenhang mit den Lohneinsammelgefässen die Rede sein.)

Der Scheffel ist das Mass zum Abmessen der Anteile, wenn mehrere den Naturallohn zusammen beziehen. So hatten zum Beispiel vor kurzem zwei Schwäger das Hüten der Gemeindeherde gemeinsam übernommen und gemeinsam den Lohn eingesammelt. Was sie bekamen, haben sie «zum Bruder nach Hause gebracht, vor dem Haus auf eine Plache geschüttet, und mit dem Scheffel in zwei gleiche Teile geteilt», berichtet einer der Hirten.

Mit dem Scheffel massen die Schnitter und die Garbenbinder den von der Herrschaft gemeinsam empfangenen Naturallohn. Auch hier wurde auf der herrschaftlichen Tenne eine Plache ausgebreitet und dann «trugen wir den Weizen hinaus und schütteten ihn auf einen Haufen. Der Schnittertrupp stand im Kreis herum, jeder mit seinem Sack. Dann wurde mit dem Messen begonnen. Zuerst für die Schnitter je zwei Scheffel Weizen, dann für die Garbenbinder je ein Scheffel, dann wieder den Schnittern, denen ein voller Anteil gebührte. Der Truppführer mass. Es waren zwei Schaufeln da, zwei Leute schaufelten den Scheffel voll. Der Anführer der Truppe stand mit dem Abstreichholz bereit, um den Überfluss abzustreichen. Wenn man sah, dass der Rest keinen ganzen Scheffel mehr ausmachen würde, mass man den Rest mit einem Korb, ganz zum Schluss reichte es nur noch für eine Handvoll, und jeder bekam noch drei oder vier Handvoll.»

Mit dem Scheffel entlohnten die jungen Männer die Musikanten. Bis zum Ersten Weltkrieg liessen sie sich von der «ungarischen Bande» mit den Blasinstrumenten aus Kömlő aufspielen, und der junge Mann zahlte für das Musizieren über den Sommer einen Scheffel Weizen. Jeder Bursche, der vor der Bande tanzte, hatte einen Scheffel Weizen zu zahlen. Zu Ostern wurde mit dem Musizieren begonnen, jeden Sonntagnachmittag spielte die Bande bis Anfang Oktober, solange die Burschen nicht zum Militär mussten. Die Musikanten be-

gleiteten die zu den Soldaten Einrückenden bis ans Ende der Strasse nach Eger, dort stiegen die Burschen auf den Wagen. Die Musikanten kehrten um und spielten in diesem Jahr nicht mehr. Die Burschen bestahlen oft ihre Väter, um den Scheffel Weizen zu beschaffen. «Der kleine Kálósi trug übern Sommer den Weizen im Hut zusammen, er stahl aus jedem Sack, um den Scheffel zusammenzubringen.»

Um die Jahrhundertwende war es noch allgemein Sitte, dass die Bauern auf den Märkten das Korn scheffelweise verkauften oder kauften. «Der Bauer lud seinen Scheffel auf den Wagen, oben auf die Säcke», erzählen die alten Leute. «Wieviel Butten Weizen haben Sie? Würden Sie mir ein *Kila* abgeben? – So machten sie Geschäfte.» Gab es bei solchem Handel Uneinigkeiten wegen des Masses, so einigte man sich auf den beglaubigten Scheffel der Ortschaft, wo der Markt abgehalten wurde. Der Handel auf den Märkten in Scheffeln hörte zwischen den zwei Weltkriegen auf oder blieb auf einige besondere Fälle, zum Beispiel auf mit Hafer vermischte Wicken beschränkt. Innerhalb des Dorfes aber rechnete man beim Kauf, Ausleihen oder Tausch von Saatgut auch noch in den dreissiger Jahren in Scheffeln.

Früher kamen regelmässig die Handwerker von den nördlicheren Waldgebieten nach Átány, um ihre Erzeugnisse gegen Getreide einzutauschen. Meistens handelte es sich dabei um Posten unter dem Wert eines Scheffels, aber auch einige in Scheffeln festgesetzte Preise sind bekannt. Ein Scheffel Weizen war der Preis für die Strauchwerkegge, «es gab eine Zeit, drei oder vier Jahre, da brachten die aus dem Oberland keine; ein Scheffel Weizen war der Preis, soviel wollte man nicht zahlen.» Für einen Scheffel Weizen bekam man zwei Hanfbrechen von den Holzwerkzeugmachern aus dem Oberland. Unter den hausierenden Geschirrverkäufern gab es einen, Mihály Gazi aus Mónosbél, der für einen Scheffel Weizen einen ganzen Satz Töpfe gab.

Häufig wird der Scheffel auch in der Umgangssprache als Massbezeichnung verwendet. Zur Zeit des Schweineschlachtens wird zum Beispiel gefragt: «Wieviel ist das Fett geworden? Nur ein Scheffel?» Einer der Gewährsleute, ein Fuhrmann, berichtete: «Ich bin mit dem Wagen fünf- oder sechsmal in Pest gewesen, hab eine Unmenge Grünfutter mitgenommen. Bei der ersten Fahrt sind die Pferde ganz dünn geworden. Bei der zweiten Fahrt habe ich einen gehäuften Scheffel Mais mitgenommen, da sind die Pferde nicht mehr dünn geworden, sie haben den Mais gefressen.» Beim Speckbraten auf dem Felde hört man, sooft jemandem sein Speckstück vom Spiess in die Glut fällt, den Ausspruch wiederholen: «Wer im Jahr nicht einen Scheffel Asche gegessen hat, der ist kein rechter Mann – so hat es immer schon geheissen.»

Neben den kleineren oder grösseren Säcken wird oft auch der Raumgehalt anderer Gefässe in Scheffeln ausgedrückt. Man spricht zum Beispiel von «Halbscheffelkörben» und «Einscheffel-Beiztrögen», in denen man eine Butte Korn in vier Raten beizen kann.

Es gibt traditionelle Bauernregeln, die die zu gewärtigende Ernte in Scheffeln oder Butten ausdrücken. In einem guten Jahr kann zum Beispiel der Bauer, wenn er einen Scheffel Wicken mit Hafer gesät hat, eine grosse Fuhre Rauhfutter gewärtigen. Ende vorigen Jahrhunderts, als man noch grössere Garben band, rechnete man, dass jede Mandel wohl zwei Scheffel Korn bringe.

Das Korn nach Scheffeln zu messen und zu berechnen wurde nach der Jahrhundertwende durch das Rechnen in Kilogramm, Doppelzentner und Liter immer mehr verdrängt⁶. Bei kleineren Posten gewöhnte man sich schnell an die neuen Messmethoden. An die kleineren Hohlmasseneinheiten, die zum Scheffel-Butte-System gehörten, erinnern sich nur die wenigsten. Die Bauern messen ihre eigenen Scheffel schon seit Jahrzehnten mit dem Litermass aus und bestimmen seinen Raumgehalt in Litern. Die Getreidehandlungen kauften schon Ende des vorigen Jahrhunderts das Getreide doppelzentnerweise und die Marktpreise galten allgemein in Doppelzentnern.

Das interne Verrechnungs- und Verteilungssystem der Wirtschaften wurde durch zwei technische Neuerungen erschüttert. Die eine war die neue mit Sieb versehene Dreschmaschine (1902–1914), die das Korn in Säcke abfüllte, und die Säcke legte man sogleich auf die Waage. Die Dreschgebühr wurde ebenfalls nach dem Gewicht festgesetzt. Mit der Einführung der Drillmaschine wiederum (1906–1950) hörte das in Scheffel bestimmte alte Verhältnis zwischen Saatfläche und Saatgut auf. Zur Saat mit der Drillmaschine braucht man weniger Korn, die Maschine besorgt die Rationierung selbst, und von einer Tabelle lässt sich ablesen, wieviel Kilogramm Korn sie verbraucht, je nachdem, wie sie eingestellt wurde. Der Scheffel ist auch jetzt zur Hand. Man nimmt ihn sogar mit aufs Feld, was man früher, als man noch mit der Hand säte, nicht tat. Jetzt wird er mitgenommen, um das Korn mit dem Scheffel in die Maschine zu füllen.

Trotzdem hat der Scheffel seine Funktion als Masseinheit noch bis in die letzte Zeit nicht eingebüsst. Bei der häuslichen Einteilung des Getreides und bei gewissen Zuwendungen hielt man noch lange am Scheffel als Masseinheit fest: Bei der Kirchengelöb bis 1932, bei der Naturalentlöhnung der Hirten und Schmiede bis 1950. Ausserdem

⁶ In Ungarn wurde das Metersystem 1874 gesetzlich eingeführt.

pflegt man auf den meisten Bauernhöfen in Átány, da sie im allgemeinen keine Waagen besitzen, mit dem Scheffel das Gewicht von hundert Kilogramm zu messen. Dazu sind die grösseren 30- bis 32-Liter-Scheffel geeignet: Bei viermaligem Füllen ergeben sich 102 bis 104 Kilogramm. Ist der Scheffel kleiner, so werden komplizierte Kunstgriffe angewendet: «Lass ich beim Griff drei Finger breit stehen und streife so ab, so machen vier Scheffel genau einen Doppelzentner aus.» Auf dem Markt fragte der Käufer, wenn man ihm das Korn mit der Butte zu-mass: Ist das ein Doppelzentner? «Wer mit einem 28-Liter-Scheffel mass, der traute sich nicht, es zu beschwören, aber wer einen 30-Liter-Scheffel hatte, der konnte ruhig auf der Waage nachwiegen lassen.»

So blieb der Scheffel weiter als Behälter in Gebrauch. Als solchen verwendet man ihn bei der Dreschmaschine und bei der Sämaschine zum Nachfüllen des Kornes. Will man in Haufen aufgespeichertes Korn in Säcke füllen, nimmt man dazu den Scheffel, und unerlässlich ist er beim Sieben. Mit dem Scheffel wird das Korn in den Trichter geschüttet und mit demselben Scheffel das gesäuberte Korn unten aufgenommen.

In vielen Häusern wird der Scheffel als Behälter von Hafer für die Pferde oder von Körnern für das Federvieh benutzt. «Bei uns war der Scheffel das ganze Jahr hindurch draussen im Garten, wir haben darin das Futter für das Kleinvieh gehalten. Im Sack haben wir es hinausgetragen und im Scheffel im Schuppen stehenlassen.»

Sehr allgemein ist der Gebrauch des Scheffels beim Maisrebeln. Im Scheffel werden die Maiskolben vom Boden heruntergebracht und dann die Maiskörner hineingerebelt und darin aufbewahrt, solange sie vorhalten. Ebenso werden kleinere Mengen von Kleie, Graupen, Maismehl, Bohnen, Erbsen und anderem im Scheffel aufbewahrt.

Allgemein ist die Verwendung des Scheffels beim Schweineschlachten. Der zum Auskochen bestimmte, in Würfel geschnittene Schmer kommt in den Scheffel. Sind zwei Scheffel vorhanden, so pflegt man in den anderen die frisch gefüllte Wurst zu tun, indem man die Stangen sorgfältig rund biegt. Die Wurst verbleibt im Scheffel, bis sie zum Räuchern kommt.

Ausser den ständigen und allgemeinen Diensten fallen dem Scheffel auch einmalige Gelegenheitsrollen zu. Man weiss von einem Fall, wo der junge Weinbauer, der keinen Bottich hatte, die gepflückten Trauben im Scheffel auspresste. Hat die Bäuerin nicht genug Körbe, setzt sie die Glucke in den Scheffel. Wer bei der Aufteilung der Erbschaft den Scheffel nicht hergeben will, sagt, wenn gerade Brutzeit ist, die Glucke sitze darin, man dürfe sie nicht stören ...

Der Scheffel konnte auch zum Gegenstand von Prahlerei und Kraftmeierei werden. Die Familie Kollát soll aus Debrecen stammen: «Unsere Vorfahren kamen aus Debrecen hierher. Der Vater von meinem Grossvater», erzählt der alte János Kollát, «ist früh gestorben. Es war nämlich hier nicht weit ein Herrschaftsgut, Barkas hiess das Gehöft. Mein Urgrossvater war ein grosser, starker Mann. Er stellte sich in einen Scheffel und hob so einen Sack von 120 Kilo auf. Daran hat er sich verhoben und ist auch daran gestorben.»

Der Scheffel gehört zu den langlebigen Geräten, er dient meistens zwei bis drei Generationen. Besondere Pflege ist nicht nötig. Nach dem Schlachten, wenn er fettig geworden war, wusch man ihn mit lauwarmem Wasser aus, sonst wurde er nur ausgewischt. Auf dem Dachboden stellt man ihn auf die Dielen, in der Kammer möglichst auf ein Brett, um seinen Boden zu schonen. Das ist nämlich seine heikelste Stelle, wo ihn die Maus annagt, der Holzwurm zerfrisst oder Feuchtigkeit ihn morsch macht. Wenn er löchrig wird, flickt man ihn mit einem Stück Blech, oder stopft das Loch mit Lumpen oder Maiskolben zu.

Als Messgerät hat der Scheffel viel von seiner Bedeutung eingebüsst, als Behälter gehört er auch heute noch zu den unentbehrlichen Gefässen.

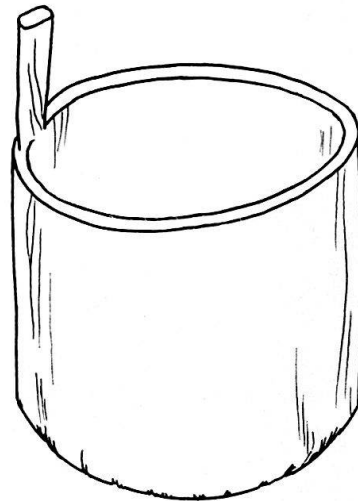


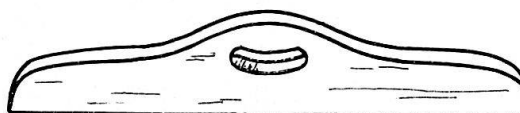
Abb. 2. *Scheffel = Véka*. Inv. Nr. 59.70.142.

Dieser Scheffel ist kein Daubengefäss wie das vorige. Er ist aus einem natürlichen Baumstamm, einem Weidenstamm, ausgehöhlt. Der Boden ist Fichtenholz. Der stangenförmige Henkel ist aus dem gleichen Stück wie die Seite geschnitzt. Höhe 30 cm, Ø 39 cm. Der Henkel 12 cm lang und 3 cm dick. Dieser Scheffel stammt von dem Grossvater des József Ötvös. Auch er selbst hat ihn noch bis vor etwa fünfzehn Jahren gebraucht. Der untere Rand war verfäult und der

Boden herausgefallen, darum wurde das Gerät ausser Dienst gestellt. Der Boden wurde wieder eingezwängt, als der Scheffel verkauft wurde.

Von dieser Art Scheffel ist nur dieses einzige Stück zum Vorschein gekommen, obgleich bejahrte Leute wie János Boros wissen wollen, dass «es solche Scheffel immer gegeben hat, das waren die älteren, die mit den Reifen kamen erst später. Böttcher aus dem Oberland brachten sie, die schnitzten sie aus Weidenholz.»

Abb. 3. *Abstreichholz* = *Csapófa*.
Inv. Nr. 55.70.95.



Langes, schmales Buchenholz Brett mit bogenförmiger Verdickung um die Mitte. Im Bogen ist ein längliches Loch eingeschnitten, gewellt, damit die Finger der zugreifenden Hand einen sicheren Halt finden. Der untere Rand ist gerade, mit scharfen Kanten, die oberen Ecken sind sorgfältig abgerundet. Länge 52,5 cm, Höhe an den beiden Seiten 5 cm, in der Mitte 10 cm. Das Brett ist 2 cm dick. Das Gerät lag auf dem Dachboden herum, schon seit etwa fünfzig Jahren ausser Gebrauch. Es ist ein Zubehör des Scheffels und wurde gebraucht, um beim Messen das gehäufte Korn im Scheffel glatt zu streichen. Das Abstreichholz ist allmählich überflüssig geworden, es wurde durch den Schaufelstil oder das Nudelholz der Bäuerin ersetzt, bis es schliesslich ganz ausser Gebrauch kam, nur die noch vorhandenen Stücke erinnern an einen Handgriff, der einstmals mit diesem Gerät ausgeführt wurde.

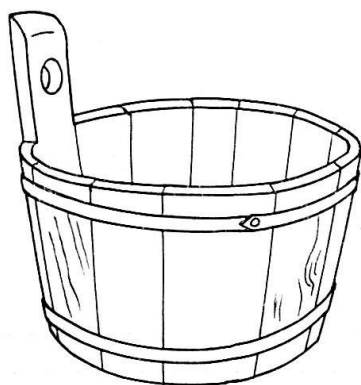


Abb. 4. *Halbscheffel* = *Félvéka*. Inv. Nr. 60.33.42.

Daubengefäss aus Hartholz mit zwei Reifen. Die Seitenwände sind niedrig und verbreitern sich nach oben. Der Henkel ergibt sich aus einer der Dauben, die, erheblich länger als die anderen, mit einem runden Loch versehen ist. Beschädigt. Der Boden hat sich geworfen. Höhe 21,5 cm, mit dem Henkel 36,5 cm. Oberer Ø 36,5 cm.

Er lag auseinandergefallen auf dem Boden des Samu Kis und wurde für das Museum wieder zusammengestellt. Unter den Reifen wurden Nägel eingeschlagen, damit die Reifen von den eingetrockneten Dauben nicht abfallen. Samu Kis hat den halben Scheffel 1946 von seinem Vater geerbt. «Als mein Vater Feldhüter war, hat er damit den Lohn eingesammelt. Auch Rinderhirt ist er gewesen, und auch dann sammelte er damit den Lohn ein. Wir gebrauchten ihn bei der Dreschmaschine, es war leichter, die Säcke hinten an der Maschine damit vollzufüllen. Und zur Zeit der Aussaat, wenn nicht drei Scheffel Weizen, sondern nur zweieinhalb benötigt wurden, so hiess es: bringt den Halbscheffel, den füllen wir noch voll. Über Winter ruhte er, Bohnen und Sonnenblumenkerne waren drin, das war seine Winterverwendung. Einstmals war er sogar mit Siegelack geeicht, man hielt einen Fetzen oder ein Stück Bindfaden dran und drückte Siegelack drauf, halb auf den Fetzen, halb auf den Scheffel.»

Der Halbscheffel war – wie bereits erwähnt – ein seltenes Gefäss in Átány. Er war hauptsächlich bei Leuten zu finden, die ihn zu ihrem Beruf oder Handwerk nötig hatten, so zum Beispiel bei Feldhütern⁷ und Hirten. (Auch der Halbscheffel der Gemeinde diente dem Zweck, den Feldhütern und Hirten auszuhelfen, wenn sie selbst keine Gefässe hatten.) Aber auch bei Schmieden. Der Schmiedemeister János Gönci hat seinen Halbscheffel auch heute noch in der Werkstatt stehen. Von den Bauern haben nur diejenigen einen Halbscheffel, die «es eben gerne haben, wenn alles da ist». Bei ihnen ist der Halbscheffel ein genau solches Messgerät und ein genau solcher Behälter wie der Scheffel, der überdies den Vorteil hat, leichter und handlicher zu sein, wenn man das darin gemessene Korn hochheben muss. Einige Beispiele lassen vermuten, dass die Halbscheffel der Bauern in der Form von denen der Hirten, Feldhüter und Schmiede, die ihnen zum Einsammeln ihrer Löhne dienten, abwichen. Ein solches abweichendes Stück ist auch das oben beschriebene: es ist niedrig, hat eine grosse Öffnung und sein Henkel ist durch eine mit einem runden Loch versehene Daube gegeben. Bei mehreren Bauern sind dagegen Halbscheffel in Gebrauch, die der Form nach verkleinerte Nachbildungen des Scheffels sind. Sie sind höher, haben einen runden Griff mit einem Knopf am Ende.

Ferenc Kálósi sagt über den Halbscheffel: «Wenigeres hat man mit dem Halbscheffel gemessen. Wer zur Sommerzeit Getreide sammelt,

⁷ In Átány dingten die Besitzergemeinschaften der einstigen Fröner und Kätner gesondert Feldhüter, die ersteren zwei, die letzteren einen. Ihr Lohn wurde nach dem Grundbesitz festgesetzt, jeder Viertelhof hatte einen halben Scheffel zu zahlen.

schafft es leichter damit als mit dem schweren Scheffel. Wer Weizen liefern will, füllt ihn damit leichter in den Sack. Wenn gedroschen wird, nimmt man ihn mit zum hinteren Ende der Maschine, da braucht man keinen Korb, der Sack kann ohnehin nicht vollgefüllt werden, da lässt man das Korn darein rinnen und füllt vorsichtig den Sack an.» «Manche leihen sich für eine einzige Gelegenheit einen Halbscheffel aus, zum Beispiel wenn bei ihnen gedroschen wird. Die Maschine füllt nämlich den Sack nicht ganz voll, und wenn das Rohr schon herausgezogen ist, fangen sie in dem Halbscheffel eine kleine Menge Korn auf, mit der sie den Sack nachfüllen.»

János Együd füllt auch das Saatkorn auf dem Feld mit dem Halbscheffel in die Drillmaschine. «Es ist ein handliches Ding, gut zu gebrauchen, wenn man sät. Der Scheffel ist ja auch gut, nur schwerer. Wir haben den kleineren immer auf dem Wagen gehabt, oben auf den Säcken oder auf dem Heu. Sogar in die Produktionsgenossenschaft habe ich ihn im Herbst mitgenommen, da kann man ihn auch gut gebrauchen. Mit ihm haben wir den Weizen in die Drillmaschine geschüttet.»

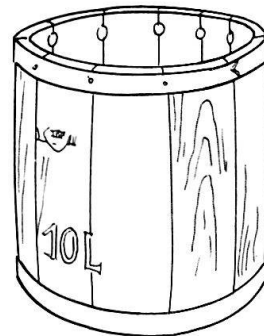


Abb. 5. Gefäss zum Einsammeln des Hirtenlobns = *Bérszedő-edény*. Inv. Nr. 59.70.102.

Zylinderförmiges, aus Dauben zusammengesetztes Holzgefäss mit geraden Seiten und zwei Eisenreifen, einem am unteren und einem am oberen Rand. Die Reifen sind mit grossköpfigen Nägeln an den Dauben befestigt, und die Spitzen der Nägel innen breitgeschlagen. Der Boden ist aus einem Stück. In eine Daube ist das Zeichen *10 L* mit grossen Ziffern eingebrannt, darüber ist eine ebenfalls eingebrannte kleine Kronenzeichnung zu sehen mit je einem grossen *M* an beiden Seiten (das ehemalige Zeichen des staatlichen Eichamtes). Am Boden des Gefässes sind Spuren eines roten Wachssiegels zu sehen mit dem aufgedrückten Stempel der *Átányer Weidegesellschaft*. Höhe 27 cm, Ø 26 cm, Raumgehalt 10 Liter.

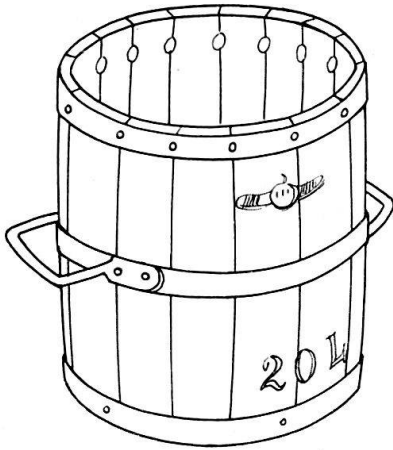


Abb. 6. Gefäss zum Einsammeln des Hirtenlohns =
Bérszedő edény. Inv. Nr. 59.70.101.

Ebenfalls ein Holzgefäss aus Dauben in Zylinderform mit geraden Seiten. Es wird von drei Eisenreifen zusammengehalten, je einem oben und unten und einem dritten in der Mitte. Am mittleren Reifen sind einander gegenüber zwei starke eckige Henkel aus Eisen angebracht. An der unteren Hälfte ist mit grossen Ziffern das Zeichen 20 L in die Dauben eingebrannt, darüber der Stempel des staatlichen Eichamtes. Dieses Gefäss ist 33 cm hoch mit einem \varnothing von 32,5 cm. Beide Henkel sind je 12 cm lang und stehen 4,5 cm ab vom Gefäss.

Beide Gefässe gehörten dem Gemeindegirten József Mikus, der nun schon seit dreissig Jahren die Herde der Bauern vom oberen Ende des Dorfes hütet. Er liess die Gefässe 1929–30 von dem ortsansässigen Wagner József Gacsal anfertigen. «Gutes, festes Maulbeerholz», sagt der Hirt, «Gacsal hiess der Meister, der sie gemacht hat. Er hat die Reifen aufgezo-gen, sie sind ringsum genietet, dieses Holz regt sich nicht mehr.» Von dem 20-Liter-Gefäss mit den Henkeln sagt er: «War ein gutes Ding, man packte es bei den zwei Griffen und füllte damit leicht die Säcke. Auch ein Abstreichholz hat dazu gehört.»

János Boros nennt so ein Gefäss ein «Schaff» oder «Brettergefäss» und behauptet, nicht jeder Hirte habe so eines gehabt. Rinder- und Pferdehirten hätten das Brettgefäss gebraucht, während Kälber- und Schweinehirten und der Weinberghüter einen Korb gehabt hätten.

Eine derartige Trennung der Gefässe zum Einsammeln des Lohnes besteht nicht so scharf im allgemeinen Bewusstsein. Der Hirt József Mikus selbst sagte, der Srohkorb sei häufiger gebraucht worden als das Holzgefäss, nur sei so ein Korb nicht haltbar und gehe nach ein, zwei Jahren zugrunde. Darum habe er sich Scheffel aus Holz machen lassen, damit sie lange hielten. Das Einsammeln des Lohnes nennen die älteren Hirten «mit dem Korb herumgehen» und das Gefäss heisst bei ihnen «Korb».

Doch aus welchem Stoff immer das Lohnsammelgefäss angefertigt war, die Hauptsache war, dass der Hirt das Gefäss, bevor er es in Gebrauch nahm, von der Weidegesellschaft und dem Gemeindevorstand gemeinsam eichen liess. (Die Körbe der Weinberghüter waren anders geeicht als die der Hirten, darum kommen wir auf jene noch zurück.) Den Akt des Eichens nannte man «edényszabás» = etwa: Gefässbestimmung. Die Zeit für das Eichen war Mitte August nach beendtem Drusch. Die Weidegenossenschaft und der Ortsvorstand luden auf einen Sonntagnachmittag sämtliche Hirten zum Eichen der Gefässe vor. Die Hirten kamen, jeder mit seinem Gefäss, dessen Raumgehalt ungefähr der Produktenmenge entsprach, die er als Lohn für das Hüten der Tiere zu bekommen hatte. Einer der Vorsteher, meistens der Dorfrichter, brachte bei dieser Gelegenheit einen Scheffel Weizen, ein Abstreichholz und ein blechernes Litermass mit auf das Gemeindehaus.

Wenn alle versammelt waren, nahm der Vorstand nach der üblichen Rangordnung die Hirten vor. Zuerst die Rinder-, dann die Pferde- und schliesslich die Schweinehirten, und mass ihre Gefässe mittels des mitgebrachten Weizens aus. Wurde das Holzgefäss für zu gross befunden, «nahmen wir einen Keil heraus und zogen den Reifen fester». Wenn der Korb zu gross war, «nahmen wir vom oberen Rand eine Runde oder eine halbe Runde ab». Der obere Rand des Strohkorbess wurde dann mit einem Leinenlappen eingesäumt. Hatte das Gefäss das richtige Mass, «haben wir es mit einem Bindfaden verbunden, mit Siegelack bestrichen und mit irgend etwas gestempelt. Später hatte die Gesellschaft schon ihr eigenes Petschaft. Das Siegel kam auf den Rand des Korbes, wo das Mass voll war, aber wir haben es doch ein bisschen reichlich genommen. Wir massen abgestrichen, aber der Hirt bekam doch eher gehäuft.»

Von den Lohneinsammelgefässen des József Mikus ist das kleinere mit 10 l Raumgehalt das «Halblohngefäss». Nach Kälbern bis zu zwei Jahren wird halber Lohn bezahlt, eine drei Jahre alte Ferse ist schon voll lohnpflichtig, man zahlt nach ihr 20 Liter. Als Halblohntier zählen auch die nach dem 1. Oktober geborenen Ferkel, und halber Lohn ist desgleichen zu zahlen für die nach dem 1. Oktober auf die Weide getriebenen, sonst voll lohnpflichtigen Tiere. Die beiden Gefässe verschiedenen Raumgehalts waren jedoch nicht nur wegen der halben Löhne nötig, sondern auch wegen der Verschiedenheit der in Zahlung gegebenen Produkte. In das grössere Gefäss wurde reiner Weizen gefüllt, in das kleinere Roggen oder Gerste, je nach Vereinbarung. Nach einem ausgewachsenen Tier gebührten 24 oder 20 Liter Korn. Ausbedungen wurde oft nur reiner Weizen, doch die Knauseri-

gen gaben zur Hälfte Roggen oder Gerste. Wurde das Gefäß für gemischtes Korn geeicht, so verstand man darunter zur Hälfte Weizen und zur Hälfte Roggen. Mit Gerste wurde nicht gerechnet, ausser der Hirt vereinbarte das ausdrücklich so mit dem Bauern.

Waren die Gefässe geeicht, konnten die Hirten sich auf den Weg machen und ihre Gebühren einsammeln. «Wenn der Drusch beendet war, konnten wir einsammeln gehen. Wir zogen von Haus zu Haus wie die Bettler und schoben das Korn im Schubkarren nach Hause. Es war schwer, alles zusammen zu kriegen.» Viele Hirten trugen ihren Lohn auf dem Rücken zusammen, sie gingen mit ihren Frauen in 150 bis 200 Häuser. Es gab Hirten, die sich aus den Rädern des Pflugkarrens ein Fahrzeug für diese Gelegenheit machten und die Säcke auf dieses zweirädrige Gefährt luden. Andere schoben die Säcke auf Schubkarren vor sich her. Es kam nur selten vor, dass ein gutgesinnter Bauer einspannte und dem Hirten die Säcke nach Hause fuhr. «Es kam auch vor, dass einer in zwei Häusern ein Wägelchen oder einen Schubkarren vollpackte», berichtet ein Hirt. Zwei bis drei Säcke konnten auf den Handwagen geladen werden, und die Sammelgefässe wurden oben auf die Säcke gelegt. Den Schubkarren konnte nur eine Person schieben, und wenn der Hirt den Sack auf dem Rücken trug, ging die Frau mit dem Korb in der Hand neben ihm her.

Die Bauern wussten, wann die Hirten ihren Lohn holen kamen und bereiteten schon beim Sieben oder beim Dreschen, wenn das Korn gemessen wurde, die Hirtengebühr in einem besonderen Sack vor. Einzelne Hirten beklagten sich, es hätte Bauern gegeben, die die Hirtengebühr mit Afterkorn vermischt hätten. Der Hirt mass mit seinem eigenen Gefäss das Getreide im Haus des Bauern nach. Ausbedungen war abgestrichenes Gefäss, aber ordentliche Bauern massen gehäuft.

Die Hirten erzählen gerne vom reichlichen Einkommen, das sie hatten: «Bei uns war die Kammer voll. 70 Butten Weizen gebührten uns, aber manchmal kamen wir auf 80 bis 90. Dazu kam das Schuhgeld, das auch viel ausmachte. Der Bruder meiner Schwiegermutter pflegte zu sagen, es ist viel leichter, das Geld mit der Peitsche als mit dem Spaten und der Hacke zu verdienen. Der Hirt hats gut gehabt, aber er wusste das auch zu würdigen.» Das Einsammeln der Hirtenlöhne auf diese Weise hörte 1950 auf; seitdem stehen die dazu verwendeten Gefässe ausser Gebrauch.

Ein Korb aus spiralgedrehten Strohwürsten und gespaltenen Weidenruten. (Abb. s. nächste Seite). Ein vorstehender Rand bildet den Fuss, der dicht mit Weidenruten umwickelt wurde, der Korb hat eine mässig gewölbte Form. Der obere Rand wurde mit einem breiten Streifen aus



Abb. 7. Korb zum Einsammeln des Hirtenlohns =
Kosár. Inv. Nr. 60.33.3.

häuslicher Leinwand eingesäumt, das Ende dieses Leinenstreifens wurde versiegelt. Der Ø unten beim Fuss: 19 cm, oben 38 cm. Höhe 23,2 cm, Raumgehalt 12 Liter.

Auch dieser Lohnsammelkorb stammt von einem Átányer Hirten. Seine Frau berichtet: «Mein Mann hat zwei Stück zugleich geflochten. Der eine fasste 12 Liter, der andere wurde etwas grösser und fasste 12,5 Liter. Der kleinere wurde geeicht. Mein Mann wusste nicht, wie gross er sein werde. Die Gutherzigen füllten ihn voll, wieviel nur hineinging, die Engherzigen strichen mit einer Latte oder mit einem Nudelholz ab. Zwei Körbe voll gebührten nach einem ausgewachsenen Tier. Ich bewahre den Korb auf den Nagel gehängt auf, damit er nicht verdirbt.»

Der Leinwandstreifen auf dem alten Korb wurde 1959 von dem letzten Weidegesellschaftsvorsitzenden, Károly Bedécs für das Museum aufgenäht. Vor dem Einsäumen bestimmte er den Raumgehalt genau mit einem Litermass, dann versah er die Leineneinfassung mit dem Siegel, wie er es seinerzeit, zuletzt 1950, gemacht hatte.

Auch der Hüter des Weinbergs hatte seinen Korb, der Jahr für Jahr geeicht wurde. Dessen Korb versah man aber nicht mit dem Siegel der Gemeinde, und der Gemeindevorstand war nicht anwesend, wenn das Siegel aufgedrückt wurde, nur der Weinbergschulze und die Weinbauern. «Jedes Jahr, wenn der Wein ausgegoren war, und alle nach Hause gingen, vermeldete der Hüter das dem Bergschulzen. Dann rief der Schulze die Weinbauern zusammen, damit sie einen Weinberghüter aufnahmen.» Beim Dingen des Hüters wurde der Lohn ausgemacht, der oft Jahr für Jahr wechselte. «War der Hüter unzufrieden, dann besserten wir seinen Lohn um ein paar Liter gemischte Produkte auf.» Der Weinhüter hatte auch noch im Jahre 1959 seinen Korb, «Samu Madarász hat ihn geeicht». Früher, bis zum Zweiten Weltkrieg, hatte der Weinschulze einen Stempel, ein Petschaft gebrauchte er nicht. Der Stempel des Weinschulzen hatte die gleiche Form wie die

aus Holz geschnitzten Stempel zum Markieren der Säcke, er war nur viel kleiner, kaum so gross wie die halbe Handfläche. Er trug die Buchstaben AT. (Die Anfangsbuchstaben der Gemeinde.) Der ausgemessene Korb wurde mit Leinwand eingesäumt, mit über einem Licht erhitzten Siegelack bestrichen und mit dem Stempel AT versehen. Die Weinschulzen waren der Meinung, man könne den Rand des Korbes weder höher noch tiefer nehmen, der müsse sich genau nach dem Mass richten. Die Hüter dagegen schätzten denjenigen Weinschulzen, der den Stempel um «eine Runde höher aufdrückte».

Die Weingärten auf dem «Altberg» in Átány wurden nach Körben berechnet. Eine Fläche von 300 Quadratklafter nannte man einen Einkorbweingarten. Der Raumgehalt des Korbes, in dem man dem Hüter den Lohn für die Bewachung eines Einkorbweingartens zumass, konnte jedoch Jahr für Jahr verändert werden und wechselte zwischen 8, 10 und 12 Liter.

Auf dem Weinberg war es Brauch, dass der Weinbauer den Lohn für den Hüter zur Weinlese mitbrachte. Seltener holte sich ihn der Hüter selbst oder mit Hilfe seiner Frau ab.

1959 wurden die Weingärten schon per Joch gerechnet. Der Weinhüter bekam für ein Joch Weingarten 22 Liter gemischte Produkte und 10 Forint Schuhgeld.

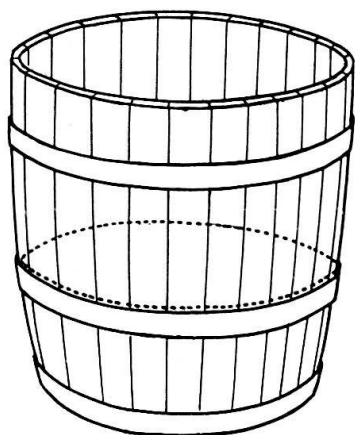


Abb. 8. *Schmiedescheffel = Kovácsvéka.*
Inv. Nr. 59.26.100.

Ein nach oben sich mässig erweiterndes Daubengefäss von besonderer Form mit drei Reifen. Der Boden ist nicht unten eingesetzt wie üblich, sondern weiter oben im Drittel des Gefässes. Der kleinste Reifen ist am unteren Rand angebracht, der mittlere mit dem Boden in gleicher Höhe, der dritte Reifen knapp unter dem oberen Rand. In die untere Fläche des Bodenbrettes sind Zahlen eingebrannt. Die Höhe des Scheffels: 35,4 cm, des unteren Teils: 12,7 cm, des oberen: 21,4 cm, der untere Ø: 29 cm, oberer Ø: 36,2 cm, Raumgehalt des unteren Teils: 7,93 Liter, des oberen Teils: 16,42 Liter.

Das Gefäss gehörte dem Schmiedemeister Pál Ivák in Átány. Er nannte es «Korb mit Mittelboden» oder «Dreiviertelscheffel», weil «der untere Teil ein Viertelscheffel ausmacht». Das Gefäss fasst «oben zwei Körbe, unten einen Korb», was soviel bedeutet, dass der obere Teil doppelt soviel fasst wie der untere.

Dieser Scheffel wurde 1927 angefertigt. Pál Ivák kam Anfang der zwanziger Jahre als Gehilfe des Gemeindeschmiedes János Ferge nach Átány. Dieser starb bald darauf, und Ivák kaufte seine gesamte Ausrüstung. Nur an den Scheffel klammerte sich die Witwe und wollte ihn Ivák nicht geben. So war dieser genötigt, sich einen neuen machen zu lassen. Da in Átány kein Böttcher war, ging er nach Heves zu Gábor Laboda und bestellte bei ihm das Gefäss. Laboda kannte diese Form nicht, man musste ihm erklären, wie es gemacht werden sollte. Aber er verstand sein Handwerk und begriff, was man wünschte und machte genau so einen Scheffel wie der von Ferge war und wie ihn Pál Ivák von den Schmieden im Jasigerland her kannte, bei denen er gelernt hatte.

Ivák brauchte den Scheffel, um seinen Naturallohn damit zu messen. Bis 1951 schliffen die Schmiede von Átány die Pflugscharen gegen Naturalien. Ein mittlerer Bauer mit 24 Joch (etwa 10,3 ha) Landbesitz zahlt für die Scharfhaltung der Pflugschar jährlich einen solchen Scheffel voll Produkte, und zwar zwei «Körbe» Weizen, einen «Korb» Gerste, d. h. die grössere Hälfte des Scheffels wurde mit Weizen, die kleinere mit Gerste gefüllt. Es gab ausserdem Bauern, die sich mit dem Schmied auf eine Pauschalgebühr einigten. Diese belief sich auf wesentlich grössere Kornmengen, wofür dann der Schmied die Pferde zu beschlagen und die eisernen Geräte der Wirtschaft instand zu halten hatte. In den vierziger Jahren schliff Pál Ivák die Pflüge von 80 bis 85 Bauern gegen Bezahlung in Korn und hatte mit vier oder fünf Bauern einen Pauschalvertrag. 1951 stand Pál Ivák noch mit sieben Bauern im Vertrag; da bereiteten aber die Getreideablieferungsbestimmungen der Regierung der Bezahlung in Naturalien ein Ende.

Die übrigen Schmiede in Átány hatten keinen solchen Scheffel, sie besaßen nur gewöhnliche Halbscheffel, pflegten aber auch das Korn, das ihnen die Bauern einlieferten, nicht nachzumessen. Die Bauern massen den ausbedungenen Lohn bei sich zu Hause mit dem Scheffel, füllten ihn dann in Säcke und brachten ihn dann so zum Schmied. «So wie er es bekam, nahm er es hin auf Ehre und Gewissen» und mass nicht nach.

Vom Scheffel des Schmiedes sagen die Leute in Átány, dass dieser im Gegensatz zu den anderen Lohnsammelgefässen «kein behördlich beglaubigter Scheffel, nur eine mit den Bauern ausgemachte Sache war».

Der Scheffel sowie die verwandten Gefäße spielten als wichtigste Masseinheit und als Lohnmessgeräte mit ihren verschiedensten traditionellen Dienstleistungen wochentags wie feiertags eine wichtige Rolle im Leben der Átányer. Ihre Bedeutung als Masseinheit und Messgerät trat hinter den neuen Massen und Lohnbestimmungen immer mehr zurück, und sie tun heute eher als Behälter zum Aufbewahren von Samen und anderen Produkten ihren Dienst. Gleichnisse und Redensarten halten jedoch die Erinnerung an den Scheffel wach.

* * *

Vorliegender Aufsatz ist Teil einer umfangreichen Arbeit, die sämtliche Wirtschaftsgeräte des Dorfes Átány und die mit ihnen besorgte Arbeit behandelt. Den unmittelbaren Grund dazu bietet die sogenannte «Átányer Sammlung» des Ethnographischen Museums in Budapest. Diese Sammlung erstreckt sich unter anderem auf die in Átány gebrauchten Gerätearten, wobei möglichste Vollständigkeit angestrebt wurde. (Insgesamt belaufen sich die Geräte und Ausrüstungsgegenstände der Wirtschaft auf 1040 Stück.) Die im Text angeführten Inventarnummern beziehen sich auf diese Sammlung des Museums.

Die beiden Autoren der erwähnten, im Manuskript vorliegenden Arbeit über Átány, Edit Fél und Tamás Hofer, leisten seit 1951 Forschungsarbeiten in Átány. Das gesammelte Material an Daten, Photographien und Gegenständen ist im Laufe der Jahre dermassen angewachsen, dass es sich als notwendig erwies, den Stoff zu gliedern. So wurde im ersten Teil der Monographie die Átányer Landwirtschaft, von der Beschreibung der Geräte ausgehend, analysiert, vor allem die Beziehungen von Gerät zu Mensch. (Die Zielsetzungen der Arbeit wurden in der *Ethnographia* 72 [1961] 487–535 erörtert.)

Die erste Hälfte der Átányer Geräte-Monographie besteht – ausser einer allgemeinen Übersicht gewährenden Einleitung – aus der monographischen Beschreibung und Darstellung von etwa 500 Geräten und Gerätegruppen; zu diesen gehört auch die obige Beschreibung der Messgeräte, mit der wir die Betrachtungsweise der Einzelmonographien veranschaulichen möchten.

Nach den Einzelanalysen gibt die zweite Hälfte der Monographie eine Charakteristik der Landwirtschaft und des Gerätegebrauchs in Átány im allgemeinen. Die zweite Hälfte besteht aus vier Teilen. Im ersten Teil wird die Landwirtschaft an sich beschrieben sowie der mit den verschiedenen Zweigen des Pflanzenbaus und der Tierzucht verbundene Bedarf an Arbeit und Ausrüstung, der Nutzen, den sie brin-

gen und die sich aus der Verknüpfung der verschiedenen Produktionszweige ergebenden bäuerlichen Betriebstypen. Auch das Wirtschaftsjahr wird dargestellt, die Verteilung der Arbeiten und die Bewegung des Gerätebestandes durchs Jahr. Der zweite Teil behandelt die Ausrüstung der Wirtschaften; den charakteristischen Gerätebestand der verschiedenen Vermögens- und Gesellschaftsschichten; das traditionelle Zahlenverhältnis der Geräte, den fortwährenden Wechsel der Ausrüstungen, der sich durch Ausscheiden der abgenutzten, zerbrochenen Geräte und der Anfertigung oder dem Kauf neuer Geräte ergibt. Der dritte Teil analysiert die Beziehungen des Menschen zu den Geräten und erstreckt sich auf Themen wie: Anpassung des Geräts an den Körperbau des Menschen, der es benutzt; wie man den Gebrauch der Geräte erlernt; Kenntnisse über das Material, die Konstruktion und Verwendbarkeit der Geräte; individuelle Abweichungen im Gerätebestand; Formen des Besitzes, des Gebrauchs und des Verleihens der Geräte; Mitspielen ästhetischer, gefühlsmässiger Momente und des gesellschaftlichen Prestiges; mit den Geräten zusammenhängende Metaphern und Vergleiche in der Sprache der *Átányer* usw. Der letzte, vierte Teil überblickt die Wandlungen der Gerätekultur in *Átány* in der Zeitspanne von etwa 150 Jahren mit besonderer Rücksicht auf die Zusammenhänge zwischen dem Wandel der Arbeiten und Geräte und den Wandlungen anderer Erscheinungen der Gesellschaft und der Kultur.